II. Jahr. Heft 2.

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Carl Dallago: Verfall I / Bernhard Jülg: Der junge Faun / Hugo Neugebauer: Die Heiligsprechung / Guido Höld: Blütenwiese im ersten Frühjahr / Robert Michel: Der Marienkäfer / Karl Röck: An den Herausgeber / Benedikt: Innsbrucker Kunstschau V / Die Zwickmühle der Justiz / Karikaturenfolge 26: Max von Esterle: Prof. Michael Mayr.

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

erscheint am 1. und 15. eines jeden Monats.

Bezugspreis: vierteljährlich 2 K (Mk. 1·75), für das einzelne Heft 40 Heller (35 Pfennig). — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck, Erlerstraße Nr. 3. Daselbst auch Anzeigen-Annahme und Geschäftsstelle. Anfragen und Zuschriften administrativen Charakters ausschließlich ebendorthin.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt. Sämtliche Rechte vorbehalten.

Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Spezial-Institut
für
Präzisions-Optik und Photographie
Illustrierte Preisliste kostenlos!

F. MILLER, Innsbruck, Landhausstr. 1

empfiehlt korrekte Augengläser, Prismen-Feldstecher, Fernrohre, Höhenmeß-Barometer etc. — Photogr. Apparate neuester Konstruktion, sowie alles für photogr. Bedarf.

Ferd. Tschoner jun.

Papier- und Schreibwarenhandlung

Innsbruck, Maria Theresienstraße Nr. 34.

Brief-, Konzept-, Kanzlei-, Packpapiere aller Art. Briefpapiere in Kassetten in größter Auswahl. — **Schreibwaren- und Büro-Bedarfsartikel.** Schreibmaschinen: **Continental-Kanzler, Vervielfältigungs-Apparate. Füllfedern aller Systeme.**

Telephon: Nr. 22. Telegramm-Adresse: Tschoner Innsbruck.

Der Brenner

II. Jahr. Innsbruck / 15. Juni 1911. Heft 2.

Verfall / von Carl Dallago.

I.

Im Gegensatz vielleicht zur allgemeinen Einschätzung schaue ich bereits Symptome des Niedergangs gerade bei den Nationen, die sich heute in Europa als die tonangebenden wähnen: nämlich bei der englischen und deutschen Nation. Die Art des Niedergangs erfreut sich vorläufig noch der großen Gebärde, des aufrechten und sicheren Ganges und des Hineintragens von Bestimmtheiten in alle Dinge. Aber ähnelt das nicht dem Tun des Herbstes, der den Verfall der Natur in sich birgt? —

So ein Tun bringt es mit sich: daß die rätselhaften Zuflüsse des Lebens versiegen, daß die geheimnisvolle Gangart der Kräfte zu stocken beginnt, daß das Endlose sich abtrennt von den Dingen. Alles tritt wie von selber in das Bereich des Bestimmbaren — des Greifbaren — des Erreichbaren und läßt sich so handhaben gleich völlig verfügbaren Dingen. Das Leben scheint nun wie eine große Scheune, in der die Ernten der Gegenwart und mehr noch die der Vergangenheiten aufgestapelt werden wie Heu und Garben und zusammengelesene Früchte.

So kommt es oft, daß die Scheunenverwalter in Anmaßung und Hochmut geraten bis zu dem Grade, daß sie zu glauben anfangen, sie wären die Schöpfer der füllenden Dinge: — die Schöpfer des Heues, der Garben, der Früchte, mit denen sie das Leben wie eine Scheune angefüllt sehen. Sie vergessen der Kräfte, die außerhalb ihrer Wahrnehmung gestalten und nehmen die Handhabung und den

Genuß der Ergebnisse jener Kräfte für etwas, das sie sich selber verdanken. Es ist eine ungeheure Verirrung in sie gekommen, die ihre Seelen gefangen setzt und sie trifft wie eine schwere Heimsuchung, die ihnen die Daseinsentfaltung unterbindet, und sie den Zusammenhang mit den immerwährenden Kräften des Lebens verlieren läßt. Aber sie spüren nichts davon; ihr Äußerliches wird noch äußerlicher, ihr Inneres noch gehaltloser und trockner und verschrumpfter, bis es sich völlig zusammenschließt und eingeht. Dann steht noch ein Gebilde da, prunkvoll und behängt mit Flitter, bequem und mit Duft besprengt, farbig herausgeputzt mit aufgedrücktem Glanz und Schliff, eingeteilt in Fächer für alles, auf Druck sich öffnend und so immer wieder neue Leeren in die frühere hineingähnend, da immer reichlich Platz ist; durch Leere wird ja nie etwas ausgefüllt. Auf diese Weise ist aus jedem Menschentum gleichsam ein Menschenschrank geworden mit allen Eigenschaften eines Prunkmöbels für Gesellschaftskult. Dieser neue Mensch — dieser Menschenschrank verdankt sein Dasein der Herrschaft des Intellekts. Er zeugt am besten für die Fragwürdigkeit dieser Herrschaft — ja für den Fluch, der der Fruchtbarkeit solcher Herrschaft innewohnt.

* * *

Was dem Niedergang eines Volkes vorausgeht, ist der Niedergang seiner Ideale. Nun ist „Ideale haben" im landläufigen Sinn selbst schon ein Zeichen des Verfalls, denn wo die Natur ungeschwächt auftritt, nimmt sie gewiß den Menschen so in Beschlag, daß er die Wirklichkeit nie erschöpft sieht. Die unangekränkelte Menschennatur findet immer eine unerschöpfliche Wirklichkeit vor.

Aber wir Abstämmlinge aus Zeiten und Gegenden, wo gleichsam mit der Muttermilch der verschneidende und zersetzende Saft von Sitte und Sittlichkeit, von Moral und Satzung eingesogen ward, wir wurden daran gewöhnt, uns Ideale zu halten, die jenseits von Natur und Wirklichkeit wie überirdisch auf uns niedersahen. Dabei waren es doch die Tiefen unserer Natur — unserer Wirklichkeiten, die diese Ideale ausstatteten und am Leben erhielten; nur wußten wir es nicht. Wir kannten ja weder die Natur noch die Wirklichkeit, — wir hatten keine

Ahnung, daß alles an uns in ihnen Raum fände: all unser Erkennen und Nicht-Erkennen, — alles, was wir überhaupt in uns aufzubringen vermögen. Uns brachte man mit Bedacht Natur und Wirklichkeit in Verruf und legte so einen Zwiespalt in uns. Es schied uns etwas von allem, dem wir zustreben sollten; es hieß uns zugleich: davon wir fortstrebten, denn wir vermochten uns nicht von uns selber — von unserer Natur und unserer Wirklichkeit zu trennen. Es ergab ein beständiges Kompromißschließen auf Kosten des Inneren, das dabei unnötig belastet und verbraucht wurde.

So wird das „Ideale haben" zur Verfallsform durch das Aufreibende seiner Zwiespältigkeit — durch seine Zweiteiligkeit, die sich nie ganz überbrücken läßt. Aber immerhin ist es eine Verfallsform, die im Grunde die Kräfte für Wachstum und Entfaltung rege hält, die somit des Wachstums und der Entfaltung fähig ist, da in ihr doch noch die Menschennatur ihrer ganzen Wesentlichkeit nach — wenn auch auf Umwegen und umständlich eingeengt — sich unterbringt.

Doch der Verfall schreitet weiter. Gerade bei Völkern, wo Sitte und Sittlichkeit überhand nehmen und sich immer mehr zur Satzung ausbilden und der Menschennatur Moral diktieren, gerät immer weniger die Aufstellung von tauglichen Idealen. Es ist das Emporwachsen der Einsicht auf Kosten der Gefühlsbetätigung, was den lebensfähigen Idealbau verhindert. Es veranlaßt, daß das Ideal immer mehr durch die Idee ersetzt wird.

Und wieder sind es die „geregeltsten" Nationen, die nahezu schon ihr Sinnen und Träumen unter Gesetz gestellt haben, die die meisten Ideengeburten aufweisen. Es bedeutet: die die meisten Fehlgeburten — die meisten lebensunfähigen Sprößlinge aufweisen. Verwässerter Boden begünstigt immer das Mißraten des Samens. Wie sollte auf den einsichtdurchnäßten Stoppelackern eines gesetzlich festgelegten Geschlechtslebens — es besagt: eines der Lüge und dem Betrug beständig ausgesetzten Liebeslebens — bessere Frucht geraten können? Ein Gesetz, das in Kraft tritt, muß ein früher waltendes Gesetz aufheben. Nun verdrängt und erwürgt hier Satzung gewordene, unzu-

länglichste menschliche Einsicht die ältesten und ursprünglichsten Rechte der Menschennatur, ohne es je zu vermögen, ihre inneren Gesetzlichkeiten völlig aufzuheben. Aber wo der Mensch seine Natur eingebüßt hat, ist er nicht mehr fähig, dies wahrzunehmen, und ergeht sich, geführt von seiner vermeintlich erlauchten Einsicht, die zumeist nur roh zugreifende Blindheit ist, in die verhängnisvollsten Verranntheiten.

Solche Verranntheiten auf geistigem Gebiet, die vielleicht allzu satzungsmäßig eingehaltenem Sinnenleben vorangegangener Geschlechter anzurechnen sind, durchrauschen heute bereits wie breite trübe Ströme die englische und die deutsche Nation. Sie münden alle in die Volksseele, oder — wenn man will — in die National-Seele ein. Sie tragen in sie hinein, wovon sie selber durchtränkt sind: den Verfall — die Dekadenz.

* * *

So sympathisch, ja vornehm anziehend auch das Äußerliche des englischen Volkes wirken mag durch seine Sauberkeit und Geschultheit in der Handhabung der Pflege des körperlichen Lebens, bei tieferem Hinzusehen wird man etwas gewahr, das einen zuerst befremdet, bis es einen ernüchtert entläßt. So sehr langt eine förmlich Leib gewordene Nüchternheit in einen hinein, daß einem dabei ganz leer werden kann. Und mehr südliche Seelen, die den Rausch gern in sich beherbergen, beleidigt geradezu solche Nüchternheit. Zugleich laufen nicht selten Prüderie und Bigotterie noch nebenher, vor denen das Menschlich-Wahrste und Wertvollste in einem zurückscheut und sich abwendet, denn es sind die schlimmsten und übelst duftenden Übel der völlig ernüchterten Menschenseele. Sie sind es, die jedes Hineintragen von höheren Erlebnissen in die sinnlichen Genüsse ausschließen und damit auch jedes tiefere Verständnis für die Sinnenfeste des Lebens, die immer erlösend und auslösend hineingreifen in den Naturbegriff Mensch.

Eine Nüchternheit in diesem Grade ist eine Errungenschaft, die einem Abhandenkommen zu verdanken ist. Es mag sich bei den Engländern so gefügt haben: Als Seefahrervolk einsetzend, durch Umstände und Zeiten befruchtet, gezähmt, „verchristlicht", zum Welthandelsvolk

vorrückend, wird seine Art immer mehr Kaufmannsart — Krämerart großen Stils. Sie gewöhnt sich daran, alle Dinge nach der Handelsperspektive zu beurteilen — zu sehen — zu werten, also von der Gewinnseite. Und was ursprünglich nur Mittel zur Lebensentfaltung war, wird allmählich Selbstzweck. So werden auch Bereicherung und Gewinn Selbstzweck. Es ist etwas, dem eine Verarmung des Selbst vorhergehen muß. Diese Verarmung des inneren Selbst scheint heute bereits Erbteil der Nation geworden, deren große Geistesrepräsentanten der letzten Zeit sie sogar nicht verleugnen können.

„Auch Herr Herbert Spencer ist Dekadent" sagt schon Nietzsche. Und wie alles Sagen dieses Großen seinen Sinn hat und seine Tiefe, so auch dies — so auch die Abneigung, die sein geistiges Menschentum, das seine Stärke aus dem Süden sog, den Engländern entgegenbringt, als einem Volke, in dem der Krämersinn ungeheure Dimensionen angenommen und sogar die Sphäre des Gefühls und der Geistigkeit durchsetzt hat. Dieser Krämersinn doch ist nichts anderes als jene Verarmung des inneren Selbst, die der Handelshang des Volkes gezeitigt hat. Er ist auffindbar in Stuart Mill wie in Spencer und Carlyle. Er macht England zum klassischen Boden für den Altruismus der Menge, der im Grunde nur verfallener Egoismus ist, — Egoismus, der Handel treibt, Handel und Beschwichtigung zwischen seinem Gewissen und allen wünschbaren Dingen.

Die genannten großen Denker des Englands der letzten Zeit stellen sich alle als Norm auf, sich und ihre fragliche Weisheit, und möchten von sich aus die ganze Menschheit zu einem sozialen Bund zusammenschließen, dabei immer feilschend und sich abtretend und zugleich wiedrum verlangend, daß man sich ihrer Weisheit ein- und unterordne. Mir scheinen sie alle auf den Reichtum der Natur — auf deren Reichtums-Art, die ihre Mannigfaltigkeit ausmacht, vergessen zu haben wie auch darauf, daß die große Natur tausend derlei Wege zu derselben Höhe jeden Augenblick offen läßt. Auch darauf, daß der Mensch ohne die geringste soziale Note am tiefsten sozial zu wirken vermag. Denn was Macht, Stärke, Halt, Bestand dem Einzelnen — dem Menschen gibt, muß immer auch am besten

die nämlichen Wesenseigenschaften jeglicher Art von Menschenvereinigungen geben. Wo aber diese Vereinigungen derartig sind, daß sie alle jene Eigenschaften nur durch ihr Sich-Zusammentun finden, ist der einzelne, auf sich allein fußende Mensch immer noch ein Bedeutenderes und Wertvolleres, und es ist immer ein Verbrechen gegen den Geist der Natur, solche Menschenvereinigungen — mögen sie auch „die Gesellschaft" bedeuten — wichtiger als ihn zu nehmen.

Spencer's Aufgreifen des Ameisenstaates, als eines Vorbildlichen für unsere weitere Entwicklung, sollte zu denken geben, wie weit einer solchen Idee der Begriff Mensch bereits verloren ging. Mensch und Ameise: sind die beiden Begriffe sich wirklich gleichwertig? — Ist aber der Mensch ein Kostbareres — ein Höheres, wie soll ihm dann das Tun der Ameise höhere Lebensführung weisen können? — Außerdem: Was wissen wir von der Ameisenseele, von ihrem Empfinden, ihrer Auffassung, von ihren Zielen und Idealen? Es kann ein Verbrechen die Tracht der Nächstenliebe anlegen und ein Totschlag ein Hohes sein! Ein Tun ist für seine Beurteilung nicht das Entscheidende. Also kann das Beobachten eines Tuns nicht genug ein Erklärendes — ein Wertendes geben.

Ich erkläre meiner Vermutung nach das Tun der Ameisen für völlig persönlich. Es mag jenes Persönliche vorstellen, das sich zusammentun muß, um sich durchzusetzen. Es ist gerade so egoistisch wie alles Persönliche — wie auch alles Soziale. Denn der Sozialismus, wo er wahr ist, wo er natürlich ist, wo er nicht lügt, ist Egoismus. Man tut nicht etwas, um einander zu helfen; sondern man hilft einander, um etwas zu erreichen. Demnach am Grunde alles Sozialen: Unvermögen, — ein Egoismus, der nicht fähig ist, aus sich selber sein Gewünschtes zu erreichen. Es verlegt alles soziale Tun in das Bereich des Verfalls — der Veräußerlichung; um Innerliches zu erreichen, gibt es kein Sich-Zusammentun — eher ein Gegenteiliges.

Und nun: Wer den Menschen stärkt und erhöht, erhöht und stärkt auch die Menschheit; denn die Blüte und Frucht der Menschheit ist immer wieder der Mensch. Die Menschheit ist das Alte — das

ewig sich Gleich-Bleibende als solche, — das Ewig-Gebärende mit allen Makeln und Nöten einer Gebärenden, — das Stumpfe und Trostlose und Grauen-Erregende in ihren Wehen — in ihrer ewigen Räumlichkeit für jedes mögliche Übel. Der Mensch ist das Geborene, das Ewig-Neue und Verjüngte, das Licht Schaffende, in seiner Wohlgeratenheit und Vollendung das Ewig-Gegensätzliche zur Menschheit.

So sehe ich es. Und es hängt sich an mich wie eine Last, wenn ich immer wieder hervorragende Menschen ihre Geisteskräfte vergeuden sehe für ein Emporbringen der Menschheit; wenn ich ihre Naturflucht in Träume verzettelt sehe, die nach so und so langer Zeit die ganze Menschheit auf so und so hohen Stand stellen. Es mag Humbug sein, der nicht gefühlt wird. Das Echte daran ist nicht weniger verfänglich und trübe: es ist Verarmung — Verfall der eigenen Menschennatur.

* * *

Wie verwerflich klingt mir der Satz Carlyle's: „Von allen Menschenrechten ist das Recht des Unwissenden, durch den Weiseren geleitet zu werden, mit Milde oder Gewalt durch ihn auf dem rechten Weg gehalten zu werden, das unbestreitbarste: Die Natur selbst befiehlt es von Anfang an, die Gesellschaft kämpft der Vollendung zu, indem sie es mehr und mehr durchführt." Ich frage mich immer wieder, wie das gemeint sein soll, und finde keine Lösung, so widerwärtig redet der Sinn des Ausspruchs zu mir. Er riecht nach dem Satz von der Heiligung der Mittel durch den Zweck, der nie genug zu verdammen ist. Ich höre dasselbe Furchtbare heraus, das in nahezu jesuitisch verführerische Fassung gebracht ist. „Mit Gewalt auf dem rechten Weg gehalten zu werden" soll „das unbestreitbarste Recht des Unwissenden" sein! Es ist so überaus winzig in Zeit und Umstand, wo das zutrifft, so äußerlich und nebensächlich, daß das aufgewandte Pathos dafür nicht verständlich wird. Und die Einkleidung in ein Recht ist auch unwahr; ein Recht drückt immer aus, daß einem etwas frei steht zu tun. Aber ein Recht, das einen der Gewalt preisgibt, ist kein Recht mehr. Und

wenn ich nun die Worte aufgreife und deute und ihr Pathos nicht für leer und hohl nehme, wird der Ausspruch für mein Empfinden ein Unding — ja ein Ungeheuerliches. Wo ist der Weise, der Gewalt anwendet? — Wer weiß so bestimmt den rechten Weg? Gibt es nicht vielleicht tausend und tausend rechte Wege, für jeden einen anderen? Wo befiehlt die Natur die Gewalt von außen her; trägt sie nicht vielmehr ihre Gewalt als ihr Gesetz in sich? — Und die Gesellschaft, die der Vollendung zukämpft, indem sie Gewalt anwendet: — Durch Vergewaltigen sich vollenden! Ist das möglich? — Und ist mit dem Begriff Menge, wie ihn die Gesellschaft darstellt, Vollendung überhaupt je vereinbar? — Ist da die Gesellschaft auf dem rechten Weg? — Sind Gesellschaft und weise-sein nicht Gegensätze? — Ist die Gesellschaft nicht das kleine Alles-Wissende, und der Weise der große Unwissende? — —

In den Fragen gebettet wie in Falten eines Kleides liegt die Seele meiner Antwort. Man fühlt wohl, sie ist sprungbereit, sie schickt sich an zu entrinnen aus dem Bereiche des Ausspruches, so elend lichtlos und kerkerhaft ist ihr der Redebau dieses englischen sozialen Sehers, der die Schwäche seiner Sehkraft durch Wortpathos aufwiegt. Ich lasse ihm im Übrigen alle Vorzüge; doch stünde es der Harmonie seines Schaffens vielleicht besser, wenn er bei seinem Gesellschaftskult das Wort Natur mehr vermieden hätte. Derjenige' in dem einmal der Begriff Natur Wurzel faßt und aufgeht, kümmert sich nicht mehr viel um die Gesellschaft und was damit zusammenhängt, weil davon nichts mehr auf seinem Wege liegt. Er kann sich unter ihrer Vollendung auch nichts Rechtes vorstellen. Er frägt sich höchstens, wenn er milde denkt: Wie sollen sich Naturgeschöpfe in unnatürlicher Gefangensetzung vollenden können? —

Ist aber — und hier finde ich wieder Anschluß an mein Thema vom Verfall — nicht jeder Naturverlust eine Gefangensetzung des Menschen? — Und ich verstehe nun, daß die intellektischen Menschen immer einer Art Gefangensetzung das Wort reden müssen, sind sie doch selber, durch ihr Beherrschtsein vom Intellekt, gefangen gesetzt. Ich sehe in solcher Gefangensetzung des Menschen seinen

sicherſten und anhaltendſten Niedergang — den eigentlichen Verfall ſeiner Menſchennatur. Es mag ihm dabei ergehen wie einem Baume, dem die Zuflußrinnen der Kräfte und Säfte verſiegen. Er wird allmählich abſterben und kein Frühling wird mehr imſtande ſein, ihn zu erwecken. Und ſo geſchieht auch einem Volke, das vom Intellekt oder ſeinem Sprößling, der Idee, ſo ſehr beherrſcht wird, daß es ſich die Zuflußrinnen zu ſeiner Natur unterbindet und abſchneidet und damit die Kräfte und Säfte des eigenen Lebens zum Stocken und Eingehen bringt.

Schon ſprechen Anzeichen dafür, daß das engliſche Volk einer Geiſteserntе entgegenreift, die die Gefangenſetzung ſeiner Menſchennatur offenkundig macht und den Verfall in die Tat hineinläßt. Der Rauſch der Seele — des Gefühls, der ſicherſte Zeuge für das Vorhandenſein überſchüſſiger Kräfte, iſt ihm längſt abhanden gekommen. Es iſt, als hätte ſchon Shakeſpeare, das Rauſchgenie und ewige Phänomen der Engländer, allen Rauſch den kommenden Geſchlechtern vorweg getrunken. Von da ab ſchon wird es leerer und nüchterner in ihnen, und was die tiefſtgehende Nüchternheit erreichen konnte, iſt gewiß auch von ihnen bereits erreicht worden. Nun geht es nicht mehr weiter. Es ſei denn: dem Volke würde ein großer heroiſcher Menſch erwachſen, noch vertrauensſtärker und gottverwachſener als Moſes, der aus dem nackten Fels der Nüchternheit den Quell für die Seele ſchlüge. Das ſcheint mir indes nicht mehr recht möglich. Die Zellen der Nüchternheit durchwuchern ſchon zu ſehr Samen und Boden und erſticken im Keime das Aufgehen eines ſolchen Menſchen.

Es wäre wohl auch das Volk bereits ſeeliſch zu entleert für ein Verſtehen ſolcher ſeltener Menſchen des inneren Rauſches und der inneren Kraft. Schon der große, auf ſich ſelber fußende Dichter ward im ſpäteren England gern ſcheel angeſehen und übel bedacht. Man denke nur an Byron und Shelley. Und wie verfuhr man erſt mit Oskar Wilde! Und doch iſt dieſer Dichter vielleicht die feinſte und reichſte poetiſche Erſcheinung des Englands der letzten Zeit. Er iſt viel weniger Dekadent als John Stuart Mill, Carlyle und Spencer. Seine Menſchennatur hat vielleicht ein Gebrechen, doch kommt ſeine eigen-

artige Dichterbegabung zu prachtvoll farbiger Entfaltung. Er ist sittlicher als die Sitte, weil er wahrhafter ist; er ist sittlicher als der Intellekt, weil er mehr Natur ist. Ich finde gesetzlich gestatteten Geschlechtsverkehr oft unanständiger und unflätiger, ja naturwidriger als alles Tun Wilde's. Ich heiße seine Verurteilung eine Schande seiner Zeit und seines Volkes — eine barbarische Tat gegen Geist und Kultur.

Und nun komme ich zum vielleicht größten Verhängnis des heutigen Englands: zu Bernard Shaw. So ergänze ich mein früher über ihn Gesagtes: Es hat seine guten Gründe, daß er der Zeit nach zugleich mit den Suffragettes auf den Plan tritt. Was diese im Weiblichen bedeuten, bedeutet Shaw im Dichterischen: den völligen Verfall. Dort das Weib bar jeder Weiblichkeit, hier der Dramen dichtende Publizist, bar jeder dichterischen Regung. Der Intellekt in beiden Typen verheerend umgehend, so verheerend, daß er alle Natur aufzehrt: dort die Natur des Weiblichen, hier die Natur des Dichterischen. Auf mich wirkt das Tun beider Typen wie tolles Wetteifern im Besudeln ihrer Gattung: dort im Besudeln des Weiblichen, hier im Besudeln des Dichterischen und wahrhaft Großen. Wenn ich mir eine Suffragette in Aktion denke, überkommt mich noch Andacht vor einer von ihrer Notdurft besudelten Kuh. Ich sehe an solchem Tiere nur natürliche Hilflosigkeit, und seine Besudelung ist leicht wegwaschbar. Aber das Tun der Suffragette schreibt sich besudelnd in die Grundtiefen des weiblichen Geschlechtes. — Wenn ich an Bernard Shaw's Schaffen denke, möchte ich niederknien vor jeder hilflosen dichterischen Regung — vor jeder Art von Sinnen- und Seelenrausch — vor jedem geschlechtlichen Taumel. Alles dies entbehrt wenigstens seiner schrecklichen berechnenden Nüchternheit und verbirgt vielleicht einen Keim zur Größe. Shaw aber tritt auf jede Art von Größe und möchte sie morden, wo er nur kann. Denn Größe leuchtet durch die Zeit. Doch das soll Bernard Shaw und nicht die Größe!

Erkennt man nun den hervorragendsten Publizisten als den hervorragendsten Journalisten — als das neben der Suffragette Hervorragendste im englischen Verfall? — Ein ganz

Intellekt gewordener Mensch, der sein Leuchten durch die Zeit um jeden Preis durchsetzen will, der Gewaltherrschaft des Intellekts entsprechend. So kommt es, daß sein Intellekt Triumphe feiert, gewaltsame Triumphe, Triumphe skrupellos eingeheimst — erbeutet — erbuhlt, wie überhaupt die Routine im Buhlen mit Mächten sein Erfolgreichstes ausmacht. An ihm undenkbar die Art des reinen Künstlers, der sein Schaffen allein als lebenden Teil von sich in die Welt schickt. Shaw läßt vielmehr sein Werk in die Welt tragen — in die Welt schreien von einer vorher sich angeeigneten Menge. Dieses Sichaneignen der Menge sein stärkstes Talent; es macht ihn zum gefeierten Mann der Klubs — der Logen — der Bünde. Seine innere Armut bedarf des äußeren Lärms wie des äußeren Gefolges, sich vernehmbar zu machen. So lenkt er von sich aus die Aufmerksamkeit auf sein Werk, auch hier Gegensatz werdend zum Künstler, der von seinem Werke aus erst die Aufmerksamkeit auf sich lenkt.

Aber wir haben in den Tagen des Journalismus mehr solcher Größen (wenn auch keine andere von solcher Energie und Zielbewußtheit), die sich vermöge ihrer lärmenden Gefolgschaft auf einige Zeit den bedeutenden Dichtern und Künstlern einreihen lassen, ja sich sogar noch in solcher Sphäre wie führend gebärden. Ich erinnere nur an den Österreicher Hermann Bahr. Und doch ist alles erbeutete Triumphgeschrei, das sie, als im Grunde journalistische Begabungen, um sich aufwirbeln, zuletzt nur da, ihr dichterisches Flämmchen — wenn je eines da war — völlig erlöschen zu machen. Denn so ungerecht und dumm der Menge und der Presse Art ist, so ganz merkwürdig gerecht ist es beschaffen mit dem Wesen von Kunst und Dichtung, das nur das Echte sich entfalten und aufsteigen läßt. Und man kann anhanglos als kleines Publizistlein anfangen und bedeutender Künstler und Weiser werden, wenn man nur echt ist — nur seine Wege geht und weiter nichts will, als anbringen, was in einem vorhanden ist. In Österreich haben wir hiefür ein Beispiel an Karl Kraus.

Ich kannte ihn bisher nicht. Als ich erst vor kurzer Zeit einen Band seiner Schriften zugesandt erhielt, empfand ich bald dem Ge-

lesenen nach: Wieder ein Mensch! Und ich wunderte mich über das harte und doch wieder warme, weitherzige Menschentum, das in diesen Schriften umging, und auch darüber: wie viele Wege es gibt zur Künstlerschaft, wenn nur erst das nötige Menschentum da ist. Kraus mag mehr Nachtfalter sein; er schaut zu sehr in unsere Zivilisation und muß so ihre Nacht sehen. Hätte ich die Landschaft nicht, die mir den Tag der Natur erhält, ich müßte vielleicht sehen lernen wie er. Und wie er seinen harten Weg machte, allein und ausgesetzt, nur sich selber getreu, gibt seiner Wegrichtung etwas von der Wegrichtung der Großen.

Bernard Shaw ist auch hier Gegensatz, und sein Auftreten mit Pomp und Zulauf und Köder jeglicher Art wird nicht hindern, daß zuletzt der Mangel seiner dichterischen und künstlerischen — nicht der könnerischen — Beschaffenheit zutage tritt, der heute noch übertönt ist vom lärmenden Anhang verschiedenster Gesellschaftsgruppen, denen er sein Emporkommen zu danken hat. In Kunst und Dichtung aber hat niemals ein Emporkömmling dieser Art auf die Dauer triumphiert. Vielleicht wird auch erkannt, wieviel sein Stil, der so gerühmt wird, Oskar Wilde verdankt.

Mag Shaw einstweilen noch von herostratischen Einfällen besessen sein wie in seinem Zwischenspiel „Die schwarze Dame der Sonette", das alles, wessen er habhaft wird, in ein Grinsen zerrt, das ein Lachen sein soll, so die Begriffe: Shakespeare, Weib, Regentin, fast mehr noch Kunst und Dichtung und damit eigentlich das gröbste Ansinnen doch nur an sein Publikum stellt und — seinem deutschen Zeitungspublikum soweit wohl auch gerecht wird.

Im Übrigen freut es mich Humanisten der Tat, daß geistiger Vandalismus solcher Art zulässig ist, ohne daß sich Menschen dabei vergeben, indem sie ihn verbieten oder mit Strafe belegen. Man lasse Bernard Shaw den journalistisch fettbürgerlichen Ruhm und die journalistisch fettbürgerliche Freude, den wahrhaft Großen ihren Ruhm zu rauben! Es gehört zur Art des berechnend heischenden Intellekts, daß er sich immer übernimmt, wo er sich etwas herausnimmt. Es macht das gänzlich Unzulängliche an ihm aus.

Den wahrhaft Großen tut dies keinen Eintrag; ihr Ruhm ist die lebendige Macht, die dem Werke der Größe eignet und mit ihm durch die Zeiten geht. Wer sollte diese Macht rauben können? Die ehrgeizige Hand, die sich danach ausstreckt, gelangt anders zum Ziele; sie bleibt eben lärmend ausgestreckt nach der Größe und formt das Wesen der eigenen Kleinheit. Das bringt sich leicht in die der Menge erwünschte und verwandte Fassung. Des Beifallsgejohles ist diese „Kunst" sicher; resultiert doch aus ihr: So ist die Größe — genau so wie wir!

Und wir erleben auf dem intellektischen Boden der gesellschaftlich altruistischen und utilitarischen Gesinnung (es bedeutet: der gewinnschlagenden Gesinnung), wie sich die Menge zu den Großen herabläßt und sie vertraut aufnimmt, und wie im intimsten Winkel eines Jeden eine Regung laut wird, die der Großen Art für sich erkennt und beansprucht — als ihr eigen Fleisch und Blut; — es macht die ganze Menge so überaus zuversichtlich und selbstsicher, — und diese Selbstsicherheit liest sich von den Augen eines Jeden, beherbergt doch jeder nun einen Shakespeare, einen Caesar, einen Napoleon, mit dem sich's verkehren läßt; — oder es wird einem sogar leicht, dies alles selber zu werden, ja man ist es eigentlich schon: — sah man denn nicht, wie diese Größen sind — für sich — innerlich; — das Äußerliche muß eben von außen hinzukommen: so der günstige Zeitpunkt, die Tat anzutreten, — vielleicht auch ein instinkttüchtiges Pferd; — und es müssen zu einem die Schlachten kommen und die Siege und die schönen Besiegten, oder — wenn man mehr Shakespeare ist — das viele Glück mit den Weibern und den Theaterstücken.

Man sieht: Auch der Verfall zeitigt seinen Sämann. Wo der am stärksten am Werke ist, streut sein berechnender Intellekt seinen Sand in die ohnedies dürren Augen seines Publikums — seines Volkes.

(Fortsetzung folgt).

Der junge Faun / von Bernhard Jülg.

O junger Faun, in deinen Augensternen
Dehnt sich der Friede grenzenloser Weiten,
Darüber manchmal dunkle Schatten gleiten
Von Wolken, sag, aus welchen Himmelsfernen?

Dann bist du göttlich und zu scheuen, Bruder
Des Mondes und des Meeres und der Erde,
Und sorgend schaut der Hirt auf seine Herde
Und fester faßt der Schiffer seine Ruder.

„O grolle nicht, sei Freund uns, dem wir dienen,
Und halte fern die tückischen Gewalten,
Die sich in deinem Aug zu spiegeln schienen."

Der Schatten zieht vorüber, du bist heiter
Und gut. Du lachst der Sorgen, die dir galten —
Und hebst den braunen Fuß und schreitest weiter.

Die Heiligsprechung / von Hugo Neugebauer.

Aus einem Roman „Die Enthusiasten" (geschrieben 1906).

Seit Virginiens Tode ist manches geschehen, was selbst kühler Beobachtende überraschen und verwirren muß. Oder ist es ein bloßer Zufall, daß gestern und gerade um die Stunde, da Virginia starb, ein toller Mönch dem Kloster der Barfüßer entsprang und die ganze Nacht in der Stadt sein Unwesen trieb?

Als es dämmerte, kam er auf die vielen Bettler zu, die auf den Stufen und in der Vorhalle von S. Gervasio die Nacht zu verbringen pflegen:

„Auf, auf", rief er ihnen zu, „wie könnt ihr schlafen, während solche Dinge geschehen? — Die heilige Jungfrau ist auf dem Wege nach Ägypten geschändet und das Christkind ermordet worden. Aus

den Wunden aller Martyrer rinnt frisches Blut und die Flügel des Engels von Carpaccio in S. Dionigi sind gebrochen. Ersteht denn kein Ritter Georg mehr, um den Drachen zu töten? Eier hat er gelegt, ein ganzes Nest voll Eier, und die Schanddirnen auf dem Schloßberg brüten sie aus. Um Mitternacht werden die jungen Drachen ausschlüpfen, anfangs nicht größer als Fledermäuse, aber ehe die Sonne aufgeht, werden sie so groß sein wie Kirchen. Was dann geschieht, weiß ich nicht, aber wahrscheinlich werden sie die ganze Stadt auffressen."

„Was faselt der Narr da?" versetzte ein greiser, griesgrämiger Bettler mit Triefaugen. „Wir glauben an nichts, an rein gar nichts, verstehst du mich? Laß doch die Heiligen in Ruhe! Mögen sie immerhin bluten und schwitzen dazu. Wir haben auch geschwitzt und geblutet, gehungert und gefroren unser Leben lang und niemand hat sich drum gekümmert. Schließlich sind wir gefühllos worden sogar für unsere eigenen Leiden. Sollen wir mitleidiger sein mit steinernen und hölzernen Heiligen als mit uns selbst? — Und dann die Drächlein! Mögen sie ausschlüpfen, wachsen und gedeihen und die ganze Menschheit verschlingen! Ich wünsche ihnen gesegnete Mahlzeit. Lange werden sie sich ihres Fraßes nicht freuen, sondern zugrunde gehen an dem Gifte und der Fäulnis, die sie gefressen haben. Denn wir sind alle faul und giftig: Du und ich und die da, alle. Und die großen Herrn und Damen erst recht. Die ganze Welt ist ein großer Ekel. Drum laß uns in Frieden ausruhn von unserm Tagewerk, du aber pack dich in dein Kloster zurück, wo du's besser hast als wir, die wir dasselbe tun wie du und doch nicht das gleiche davon genießen."

Also murrte der Bettler. Aber die andern, sei es, daß die Lust zu Abenteuern in ihnen erwachte, sei es, weil ihre Geister auch schon zerrüttet waren, schlugen ihren zweifelnden Gefährten, schmähten ihn einen Gotteslästerer und ungläubigen Heiden, rotteten sich um den Barfüßer und folgten ihm auf den Fersen, während der alte Triefaug behaglich grunzend den besten der frei gewordenen Schlafplätze einnahm.

Jene aber zogen, von dem Mönche geführt, in eines der öffent-

lichen Häuser auf dem Schloßberge und begehrten stürmisch die Brut des Drachen zu sehn, um sie zu zerstören. Aber da kamen sie übel an. Die Dirnen verhöhnten sie mit unflätigen Witzen und ihre Gäste, meist Matrosen, warfen sie schließlich ohne viele Umstände auf die Gasse. Nun zogen sie lärmend und schreiend weiter, bis sie auf die Scharwache stießen, die sie umzingelte und viele von ihnen gefangen nahm. Die übrigen entkamen mit dem Barfüßer und sammelten sich in einer Vorstadt wieder, von wo sie der Mönch aufs offene Land hinausführte.

Die unwissenden und abergläubischen Bauern nahmen ihn freundlich auf und speisten sein hungriges Gefolge reichlich. Er selber begnügte sich mit Wurzeln und Wasser. Die Mär von der Drachenbrut hatte er verworfen: Der Teufel habe sie ihm eingeflüstert, um ihn in einen Hinterhalt zu locken und sich dort seiner unsterblichen Seele zu bemächtigen. Das sei ihm aber nicht gelungen. Eine heilige Jungfrau, die in der Nacht vorher erst vergewaltigt und dann ermordet worden sei, habe die Versuchungen zuchtloser Weiber von dem Manne Gottes abgewehrt. Nun fordere er seine andächtigen Zuhörer auf ihm in die Stadt zu folgen und den Leichnam der heiligen Jungfrau zu begraben.

Unterdessen war es hier nicht ruhig geblieben. Gegen Mittag wurde die Glocke von S. Gervasio so ungestüm geläutet, daß das Volk von allen Seiten herbeigelaufen kam und ein lebensgefährliches Gedränge um die Kirche entstand. In St. Ägiden-Spital war Feuer ausgebrochen und hatte die Kranken auf die Gasse gescheucht. Man mußte die Unglücklichen in den benachbarten Häusern unterbringen, da die Krankenwagen und Tragbahren verbrannt und nicht genug Mietkutschen aufzutreiben waren, um die vielen Obdachlosen besser zu verteilen. Das Unglück wollte, daß sich um dieselbe Stunde ein Sturm erhub, der die Flammen nach Nordwesten schlug, wo sie ein ganzes Stadtviertel in Asche legten. Die Kranken, die man dort geborgen hatte, mußten nun wieder fortgeschafft werden, wobei viele von ihnen starben. Ihre Verwandten und die Besitzer der ausgebrannten Häuser schieben die ganze Schuld an diesen Unglücksfällen

auf das Verbrechen, dem Virginia zum Opfer gefallen ist, und die zurückgekehrten Anhänger des wahnsinnigen Barfüßers bestärken sie in ihrem Glauben. Gegen Abend waren die Gemüter schon so erhitzt, daß man einen allgemeinen Aufstand gegen die Besatzung befürchtete und diese in ihren Truppenhäusern unter die Waffen rief.

In der untersten Stadt ist eine Seuche ausgebrochen. Sie ist ohne Zweifel von den vielen Siechen ausgegangen, die man bei armen Leuten (und selbst bei solchen oft mit Gewalt) unterbringen mußte, weil sich die Reichen und Wolhabenden weigerten, solche Gäste aufzunehmen. So kam es, daß die Seuche in den ungesunden, dicht bewohnten Vierteln rasch um sich gegriffen und schon an die zweihundert Opfer gefordert hat. Um das Haus des Gracchus hat sich aufgeregtes Volk angesammelt, das Virginiens Leichnam sehen will. Versuche, die Menge zu zerstreuen, steigern noch den Haß gegen die Urheber des Verbrechens. Die ganze Besatzung — munkelt man — habe sich zu dieser Schandtat verschworen, um einen Aufstand hervorzurufen, bei dem sie ihrem Übermut die Zügel schießen lassen könnte. So unsinnig dieses Gerücht auch ist, findet es doch bei Tausenden Glauben und Nahrung, und es ist gefährlich, ihm zu widersprechen.

*

Heute hat sich etwas Entsetzliches ereignet. Um vier Uhr nach Mittag schaffte man Virginiens und ihres Vaters Leichname in die Kirche der Barfüßer, um sie dort einzusegnen und dann auf dem anstoßenden Friedhofe zu bestatten. Der ganze Bund hatte sich zu dieser traurigen Feier eingefunden, nur Herbert und Manfred fehlten: Herbert, weil ihn nächtlicherweile die Knechte des weißen Hauses abgeholt haben, Manfred (woferne wir ihn noch zu uns zählen dürfen), weil er gefährlich erkrankt ist. Außer uns Bundesgenossen nahmen noch an die tausend Menschen, meist aus dem armen Volke, an dem Leichenbegängnisse teil. Vor dem Hause blieb anfangs alles stille. Als aber die Menge der beiden Särge ansichtig wurde, da erhub sich laute Wehklage: „Die Gute! Die Reine! Die Heilige!" hörte man und dazwischen die Rufe: „Verruchte Schandbuben! Blutige Mörder! — Gottes Zorn über sie!"

Allmählich beruhigte sich das Volk und die Leichenwagen rollten hart und knarrend über das unebene Pflaster, die gedämpften Tritte der Menge überrasselnd. Manche weinten leise, andere schluchzten laut, dann und wann wimmerte ein krankes Weib. Ein Arbeiter brach unterwegs mit schäumendem Munde zusammen, und das Volk zwang die Leichenwagen so lange zu halten, bis man den erstarrten Leib fortgetragen hatte. Vor der Barfüßerkirche bildeten Wachleute eine Gasse, durch die sie außer den Leichenträgern, den Priestern und den nächsten Verwandten der Verstorbenen nur wenige in die Kirche einließen, wobei sie mit prüfenden Blicken und rasch zupackenden Händen die Leute von Stand und Rang von den ärmlich Gekleideten absonderten. So kam es, daß die Kirche fast leer war, während außen eine ungeheure und immer noch wachsende Menge Kopf an Kopf stand; denn viele, denen die Stunde des Begräbnisses unbekannt geblieben war, kamen erst jetzt herbeigeeilt, so daß sich das Volk bald nicht nur auf dem Platz vor der Kirche drängte, sondern auch die einmündenden Gassen verstopfte.

Eben hatte man die beiden Särge auf die Bahren niedergestellt und schon begannen die Geistlichen die üblichen Totengebete zu plärren, da wurde plötzlich die Türe zur Sakristei aufgestoßen und Bruder Ambrosius, der rasende Mönch, trat über die Schwelle: verstörten Antlitzes, lodernden Blicks, einen weiß bestaubten Kranz von Judendornzweigen um das wirre, verfilzte Haar gewunden, die Kutte über der Brust aufgerissen, daß auf der molkig weißen und bläulich übertönten Haut die schwärigen Spuren scharfer Fingernägel erschienen, eine lederne, mit Widerhaken besetzte Geißel in der Rechten, in der aufgereckten Linken ein bäurisch roh geschnitztes Bild des Gekreuzigten. Aller Blicke waren auf ihn geheftet, so daß man seines Gefolges kaum achtete, das sich hinter ihm zu verbergen schien, als hätte er Schutz suchen wollen im Rücken des schmächtigen Eiferers: der bewaffnete Haufe breitbrüstiger, derbfäustiger Bauern, seines Winkes gewärtig.

„Platz da!" herrschte der Mönch, „Platz gemacht, ihr Heuchler und Pharisäer! Wie, ihr Sodomiter und Gomorrhäer, ihr wollt diese Heilige segnen? Mit Worten ihren Namen besudeln, wie jene mit

Taten ihren Leib geschändet haben? — O ich kenne euch, kenne euch alle von Grund aus! Hab ich doch Jahre lang eine Luft mit euch geatmet und diese Luft war verpestet —"

„Von deinem Atem!" versetzte ein Mönch.

Der Rasende lachte gell auf:

„Ja, Bruder, von meinem Atem, der eher der deine war und eher der dieses Menschen da. Alles, alles haben wir miteinander geteilt und so wurden wir einander gleich wie ein faules, unfruchtbares Ei dem andern. Aber ihr, ihr, die ihr mich so gründlich zu kennen glaubt, sehet, ihr kennt mich doch nicht. Denn — ich habe von euch losgerissen, soviel noch heil an mir war und aufrecht. Buße hab ich getan Tag und Nacht für meine Sünden. In Dornen hab ich mich gewälzt, daß ich aussah wie ein Igel, Wespen hab ich gereizt, bis sie mich stachen, Skorpionen die Schwänze, Vipern die Köpfe abgebissen und sie verschluckt mit dem Speichel. So hab ich mich gereinigt, daß ich würdig würde des heiligen Werkes."

Er winkte. Da warfen sich zwei Bauern auf Virginiens Sarg und stießen die krummen Klingen ihrer Haumesser in die Fugen. Es knirschte und krachte, der Deckel sprang auf und zerschellte am Boden. Alsogleich fiel die Wache über die Gewalttätigen her und hieb mit blanker Klinge auf sie ein; aber die Bauern waren stärker und in der Überzahl. Nach einem kurzen Handgemenge lagen ein paar Wachleute verwundet auf dem Boden, während die andern durch die Sakristei in den Kreuzgang gedrängt und dort festgebunden wurden.

Eine kurze Weile zögerte der Mönch. Dann wandte er sich, erstürmte die Kanzel wie ein Krieger die Schanze, schlug ein Kreuz, holte tief Atem und rief:

„Männer und Weiber! Hier steh ich vor euch, nicht als Priester, sondern als Büßer! Die Kanzel ist mein Beichtstuhl, du Volk bist mein Beichtvater und Richter an Gottes statt. Ungeheure Sünden hab ich begangen, Volk Gottes, vor denen die deinen verschwinden. Ihr Männer, ich habe eure Weiber verführt! Ihr Weiber, ich habe eure Männer betrogen! Ihr Eltern, ich habe eure Kinder mißbraucht! Ihr Armen, ich hab euch bestohlen um das Almosen, das ich euch

abschwatzte! Ihr Nackten, ich habe euch nicht bekleidet, ihr Bekleideten, ich habe euch ausgezogen! Ihr Gefangenen, ich habe euch nicht befreit, ihr Freien, ich habe euch ins Gefängnis gebracht, wenn ihr euch ärgertet an unserem Wandel! Du mein eigener Leib, ich habe mich an dir versündigt hundert und tausendmal, bei Nacht und bei Tage! — Und nun, du Volk Gottes, richte mich! Stürze mich von der Kanzel, zertritt mir den Kopf, reiß mir die Eingeweide aus dem Leibe und wirf sie den Hunden vor, räudigen Hunden! Glaubst du, die Strafe wäre zu hart? Du irrst! Wenn jede Faser meines Leibes ich selber wäre und ich tausendmal diesen Tod erlitte, um den ich euch anflehe, die Strafe wäre noch zu milde für meine Sünden!"

Erschöpft hielt er inne, holte tief Atem und starrte zum Gewölbe empor, als hätte von dort oben die Antwort kommen sollen, merkte nicht, wie alle, alle, starr vor Entsetzen, die Blicke auf sein Gesicht geheftet hielten, in das selbst die fürchterliche Selbstanklage nicht einen Tropfen Blutes getrieben hatte.

„Wie," fuhr er nach einer Weile ohne den Blick zu senken fort, „du bleibst stumm, du zögerst, du willst nicht? Wem denn, du barmherziger Gott, hab ich diese Langmut zu danken?"

Er richtete die Blicke seiner weit aufgerissenen Augen auf Virginiens Leichnam und faltete die Hände:

„Wem sonst als dir?" rief er verzückt, „dir, dir, du reine, du keusche, du heilige Jungfrau Virginia!" Er schloß die Augen und als er sie wieder öffnete, schwebte der schwellende Ton seiner Stimme wie Opferrauch über der inbrünstigen Glut seines Aufblicks: „Auferstehung" stammelte er, „Auferstehung. Wellen versinken — und Wipfel — und Wolken — über den Stürmen — den Wettern — tönender Glanz! — Entgegenwandelnde Glänze — entgegen — nah — näher —!"

Er brach ab. Seine Augen weiteten sich ungeheuer, der Mund stand ihm offen — die Arme regten sich ihm zur Gebärde höchsten Erstaunens:

„Volk Gottes!" jauchzte er, „du gesegnetes Volk! — Wer ist — ist unter uns? Siehst du sie? Siehst du sie denn nicht? Sie

steigen nieder — sie neigen sich über sie — küssen sie — auf Mund — und Stirn — und Augen: Engel! — Engel! — Engel!"

Durch das hohe Bogenfenster glitt ein Abendsonnenstrahl und fiel voll und golden auf das starre Angesicht der Toten. Und wir sahen sie lächeln: alle schauten wir das Wunder eines lebendigen Lächelns auf dem leblosen Antlitz wie den Aufglanz eines himmelher nahenden Traums in der Nacht ihres Todes. —

Da übermannte es sie, das dumpf und dunkel Erlebte, was sie umhergetrieben hatte all die langen Jahre ihres elenden Daseins, da ward es greifbar wirklich vor ihren wahnverblendeten Augen, da griffen sie zu und vergriffen sich in unheilig-heiliger Sucht: da warfen sie sich auf sie, um ihren Leichnam zu küssen oder mindestens zu berühren. Mütter hoben ihre kranken Kinder zu ihr empor, Sieche entblößten ihre eiternden Wunden und wiesen sie ihr, Fallsüchtige wälzten sich in Krämpfen, tobend schrie das Volk durcheinander:

„O heilige Virginia, hilf uns! — Bitt für uns vor Gottes Throne, du heilige Jungfrau! — Heilige mich, Heilige! — Mit deinem Blute wasche mich rein! — Reinige mich, Unbefleckte!"

Und als nichts dergleichen geschah — denn das Volk erwartet sichtbare Wunder — da wurden sie zudringlicher, da erfaßten sie das Gewand der Toten mit Händen und Zähnen, rissen es ihr in Stücken vom Leibe, balgten sich auf dem Boden um die Fetzen, stießen, traten, beschimpften, bespieen einander.

Noch tobte dieser gräßliche Aufruhr unter einer wirbelnden Wolke Staubes, da rannte der Mönch die Treppe der Kanzel herab, zertrümmerte mit einem Faustschlag den gläsernen Schrein, worin der Schleier einer heiligen Clarissin aufbewahrt wurde, riß den Schleier heraus, stieg über die Leiber der Ringenden hinweg und warf den Schleier über den halb entblößten Leichnam. Dann wandte er sich taumelnd ab und versank mit verzerrtem Gesicht im Getümmel.

Kaum war das geschehen, da erhob sich Waffenlärm im Klosterhofe und das Wehegeheul Getroffener. Mit gefällten Gewehrspießen drang ein Trupp Soldaten durch die Tür der Sakristei und trieb die kreischende Menge vor sich her. Ich fühlte mich mitgerissen,

gedrückt, gestoßen, geschlagen. Ehe ich mich dessen versah, war ich im Freien auf der Kirchentreppe. Da stolperte ich und fiel mit der Stirne so hart auf, daß mir die Sinne entschwanden.

Als ich blut- und staubbedeckt erwachte, war ich der einzige Mensch auf dem Platze. Hoch über mir funkelten die Gestirne, von ferne rauschte das Meer herüber. Oben auf der Treppe standen Soldaten mit finsteren Gesichtern und geschulterten Gewehren. Und vom nahen Kirchhofe her schollerte es dumpf auf Särge.

Blütenwiese im ersten Frühjahr / von Guido Höld.

Auch kam ich an einen Ort,
wo die büschelgrasige Weide
wie trunken vom ersten Frühjahrslicht
und ganz wie beschneit mir schien
von vielen und doch nur wenigen
zerstreuten, schaumig großen,
schimmernden Flocken.
Sie aber schienen gefallen
aus einer Wolke, die hoch oben
und schimmernd weiß dahinging,
ziehend im reinsten Sonnenlicht.
So sehr aus reinstem,
schimmerndem Lichte
schienen die Kelche
ganz geschaffen;
schienen sie mir gewoben.

Lebendig aber:
lebende Blüten geworden
— däuchte mich — waren sie erst
hier am Busen der Erde,
wechselweise gesäugt;
denn tränkende Wesen,

große tränkende Flocken
spät noch einmal gefallnen Schnee's
— aus Sonnenhöh'n noch einmal —
schienen auch sie.

Nun aber waren sie lebend.
Und sie saßen wie viele
große, weiße Falter;
wie himmelentkommene Scharen,
aufsitzende, — erst hier unten
selige: auf den erwarmten
Brüsten der großen Mutter.

Also saßen sie still
auf rings ergrünenden Hügeln;
auf liebenden Brüsten: solchen,
die, wenn die Säfte in ihnen
noch kaum zu kreisen begonnen,
sie auch spenden schon.

Der Marienkäfer / von Robert Michel.

Cäcilie stand am Fenster und blickte durch die großen Scheiben, an denen einige Gelsen und unten in den Ecken viele ganz kleine Mücken umherflatterten, hinaus über das weite Tal bis jenseits zu den Wäldern, über denen der Himmel nach dem Untergang der Sonne feurig gefärbt war. Im Zimmer hinter ihr war es schon finster. Sie wollte aber die Lampe noch nicht anzünden, weil ihr das Dunkel im Zimmer angenehm war; denn gerade heute wollte sie die Gegenstände dieses Raumes, den sie nun bald für immer verlassen sollte, lieber nicht im hellen Lichte sehen.

Schon vor drei Jahren, gerade am Tage vor der Hochzeit, hatten sie und Rudolf über die Möglichkeit einer künftigen Ehescheidung gesprochen — mit so viel Ernst, zu wieviel man in Zeiten des Glücks überhaupt fähig ist. Da waren sie übereinkommen, daß sie den richtigen Augenblick zur Ehescheidung, wenn sie einmal notwendig werden

sollte, bestimmt nicht versäumen dürften. Damals hätte Cäcilie freilich nicht vermutet, daß diese Vereinbarung so bald erprobt werden könnte.

Heute mittag war sie mit Rudolf einig geworden, daß sie sich scheiden lassen würden. Sie hatte dies schon seit Wochen kommen gesehen, seitdem Rudolf ihre Jugendfreundin, die rothaarige Esther, kennen gelernt hatte. Aber sie ließ das Schicksal walten und arbeitete nicht entgegen, weil sie sich selbst an Rudolf nicht unlösbar gebunden fühlte, um so weniger, da sie ja auch keine Kinder hatten. Rudolf war am Nachmittag in die Stadt zum Advokaten gegangen und nach einer Rückkehr wollte er mit ihr alle Einzelheiten der Scheidung besprechen.

Cäcilie hörte draußen Schritte. Sie ging rasch zur Lampe und zündete an; das Licht flammte gerade auf, als Rudolf eintrat. Das Aufhellen des Raumes war wie ein Gruß, so daß eine weitere Begrüßung unterbleiben konnte.

Sie setzten sich dann an den Tisch, auf dem schon das weiße Tischtuch für das Nachtessen ausgebreitet war. Rudolf begann nun vor Cäcilie alle Einzelheiten auseinanderzusetzen, wie er sie mit Hilfe des Advokaten zurechtgelegt hatte. Er trachtete alles vollkommen sachlich vorzubringen und doch verriet der Klang seiner Stimme deutlich, daß diese Unterredung dem Herzen mehr Not verursachte als Mühe dem Verstand. Es mußte über Dinge gesprochen werden, über die vieles Glück aus diesen drei Jahren der Ehe gestreut war wie zerpflückte Blumen.

Draußen verfinsterte sich allmählich der Abendhimmel und die Insekten auf den Fensterscheiben beruhigten sich zum Nachtschlaf. Nur eine von den Gelsen hatte sich von dem Lampenlicht zu einem Fluge durch das Zimmer verlocken lassen. Wenn Rudolf eine längere Pause machte, hörte man deutlich ihr feines singendes Summen. Später kam auch noch ein Marienkäfer gegen die Lampe geflogen, näherte sich aber dem Lichte zu sehr, so daß er geblendet auf das Tischtuch niederfiel. Auf Rudolf, der bei der Besprechung fast ununterbrochen nur vor sich auf das leere Tischtuch geblickt hatte, wirkte das Erscheinen des Marienkäfers wie eine Erleichterung. Gleich begann eine seiner Hände während des Sprechens mit diesem kleinen Käfer zu spielen.

Meist hielt der Käfer die Beine eng angezogen, daß er aussah wie eine winzige Halbkugel ohne Leben; und Rudolfs Finger spielten mit diesem Ding, als wäre es ein zufälliger Brocken. Manchmal versuchte der Marienkäfer in einer Ruhepause rasch abseits zu kriechen und einmal hatte er sogar die zwei roten Flügel mit den schwarzen Punkten gelüftet, als wollte er davonfliegen. Er wurde aber immer wieder von Rudolfs Fingern zurückgeworfen.

Zum Schlusse wollte Rudolf doch auch über die Vergangenheit sprechen und Cäcilie sagen, er wisse wohl, daß nur er allein die Schuld an der künftigen Trennung trage; und dann wollte er ihr noch danken für diese kurze Zeit der Ehe. Die Worte fielen ihm schwer und seine Finger wurden ungestümer. Einmal knackte es ganz deutlich in den Flügeln des Marienkäfers und bald darauf begann ihn der Zeigefinger immer fester zu drücken, bis er ihn schließlich ganz zerrieb; es war nichts anderes von ihm zurückgeblieben als ein runder dunkler Fleck auf dem weißen Tischtuch.

Cäcilie hatte ununterbrochen Rudolfs verlegenes Spielen mit dem Käfer verfolgt, und als seine Finger immer derber zugriffen, vermochte sie auf seine Worte nicht mehr acht zu geben. Nachdem sie das Knistern der brechenden Flügeldecken vernommen hatte, wurde sie so unruhig, daß sie nicht mehr sitzen bleiben konnte; sie stand auf und beobachtete mit Kummer das Tun der Finger. Sie dachte: „Mein Gott, nie im Leben hat er einem Tier mit Vorsatz ein Leid angetan und jetzt wird er diesen armen kleinen Käfer sicher noch töten." Sie hätte am liebsten seiner Hand Einhalt getan, aber sie fürchtete sich zu verraten, daß sie für ihn noch ein so sicheres Gefühl hatte.

Als Rudolf endlich bemerkte, was er getan hatte, zog er entsetzt die Hand zurück und sein Gesicht wurde ganz bleich. Da trat Cäcilie rasch zu ihm, nahm seinen Kopf zwischen beide Hände und küßte ihn immer wieder, bis allmählich das Entsetzen aus seinen Zügen schwand. Denn sie wußte, daß er in diesem Augenblicke ihre Hilfe brauchte und daß er ihre Küsse gewiß nicht mißverstand.

Aus Robert Michels soeben erschienenen „Geschichten von Insekten" Berlin S. Fischer, Verlag.

An den Herausgeber.

Ohne jedes werbende Wort, ohne irgend welche Wiederholung oder Neuformulierung eines Programms, kurz ohne irgend ein Geleitwort, das einen befriedigten Rückblick oder doch einen verheißungsvollen Ausblick täte — ohne alles derartige haben Sie jüngst einen neuen, den zweiten Jahrgang des „Brenner" eröffnet. Als ob es sich in Tirol für eine „schöngeistige" Zeitschrift so ganz von selbst verstünde, einen zweiten Jahrgang anzutreten! Aber vielleicht empfinden Sie selbst noch keine besondere Befriedigung oder Genugtuung darüber, daß Sie einen ersten Jahrgang auf gute Art zu Ende geführt haben? Oder Sie empfinden sie wohl, doch weil Sie diesen angenehmen Ausgang so wenig dem Publikum zu verdanken hatten, wollten Sie auch nicht diesem Ihre Genugtuung aussprechen; denn dergleichen sieht in den Augen vieler einer Dankabstattung oft allzu ähnlich. Und andrerseits Ihr wahrer Leserkreis, der beständige, fühlt vielleicht schon für sich selber solche Befriedigung über die Vollendung des ersten Jahrgangs und über die Wagung eines neuen, so daß Sie auch ihm Ihre eigene Genugtuung nicht erst in besonderen Worten auszudrücken brauchten.

Und dann, von einem Programm, von Ihren Intentionen neuerdings etwas zu reden, dünkt Sie gewiß nicht minder überflüssig. Denn wer den „Brenner" wirklich, also von innen kennt, der kennt auch wohl seine Bestrebungen. Und der spürt auch, was er davon noch nicht zu erfüllen vermochte und wonach er erst trachtet. Denn nicht ephemere Erfüllungen und Fertigkeiten will Ihre Zeitschrift bieten, sondern eher ein Ringen spiegeln, das auch dann nicht schon zu Ende und fertig sein, vielmehr noch lebensvoll fortleben würde, wenn diese Zeitschrift eingehen, von ihrem Plane abtreten müßte. Und deshalb wollen Sie inbetreff der Erfüllung von Intentionen, die vielleicht noch unaussprechbare Instinkte, und inbetreff der Erreichung von Zielen, die von den Ihren vielleicht erst dunkel empfunden werden, keinerlei Versprechungen und nicht einmal Verheißungen machen. Sie gedenken vielmehr auch fürderhin nur eben das zu halten — nicht was Sie versprechen, Sie versprechen nichts — sondern einzig das, was Sie mit Ihren Mitarbeitern nach und nach zu erfüllen vermögen. Was dies aber sei, das werde sich ja beizeiten zeigen; und ob es viel sei oder wenig. Dies möge sich dann jeder einzelne nach seinem eignen Maßstab messen. Sie gehen einfach vor, wie mit selbstverständlicher Zuversicht und guten Mut's. Das Publikum freilich,

(gez. von Max v. Esterle.)

Prof. Dr. Michael Mayr.

ich meine: das mögliche, das latente Publikum dürfte es schwerlich gewesen sein, das Ihnen diese Zuversicht eingeflößt hat; etwa indem es dem „Brenner" so stark zuwuchs, daß es ihm die bloßeste materielle Selbständigkeit verschafft hätte. Eher schon mag Ihnen Vertrauen eingeflößt haben der Leserkreis Ihrer Zeitschrift. Aber das stärkste gewiß die Mitarbeiter derselben. Eines nämlich hat der „Brenner" schon jetzt gewirkt und vermocht: aufzumuntern, anzuregen einige geistige Kräfte und Begabungen, Mut und Lust ihnen zu erwecken zu gültigem Hervorbringen: zu öffentlichem Mitteilen dessen, was auch ohnedies drängend in ihnen gelebt hätte. Drängend auch, seiner Natur gemäß, darnach, von Gleichgesinnten und Anteilwilligen mitvernommen zu werden. Und wenn auch nicht jegliches Einzelne jeden Teilnehmenden befriedigt haben sollte, ein Hauch wehte ihn dennoch an von jenem Geiste intensiveren Lebens, wie ihn nur solche atmen, die lang von jenem göttlichen Odem getrunken, mit dem das Leben der großen Schaffenden die europäische Atmosphäre belebend erfüllt hat. Und diese gute geistige Atmosphäre, die jeder künstlerisch Hervorbringende schließlich doch benötigt, war wohl dasjenige, was ein solcher selbst in den Städten unserer Heimat am meisten entbehrt hatte. Die Bergluft ist wohl herrlich, auch für ein Talent, daß es in der Stille eines kraftreichen Lebens gedeihe; aber sobald es sich, einmal erwachsen, nun auch auswirken will, da ersetzt ihm diese Bergluft jene geistige Lebensluft keineswegs. Nun aber scheint sich ein Bezirk solcher nötigen geistigen Atmosphäre auch in Tirol zu verdichten. Und überdies eine ziemlich staubfreie und eben darum reiner Gebirgsluft am nächsten verwandte.

Und so freuen auch wir Eingeborene uns dieser neuen Atmosphäre; wenigstens einige; jene nämlich, die sich nicht nur als Tiroler, sondern auch als gute Europäer fühlen wollen: Menschen, die schon immer — ob auch lange nur still für sich — auch für ihre Landsleute gut standen, daß die großen Menschen der Ebnen und ihre Stimme an unsern Gebirgsmauern nicht durchaus taube Wände gefunden haben. Gerade solche Leute scheint der „Brenner" am ehesten anzuziehen. Und mit froher Verwunderung nimmt nun mancher von diesen schon eine kleine Schar von Gleichgestimmten wahr, so viele Verständnisvolle, als er keineswegs vermutet hätte. — Im übrigen möchte vielleicht die Abonnentenliste des „Brenner" geradezu die Anzahl derer, die als Tiroler auch noch gute Europäer sind, ziemlich zutreffend vermitteln: für eine amtliche oder anthropologische Statistik derselben, wenn es eine solche geben könnte. Dies sei nicht bloß ein schlimmer Scherz von

mir; denn ich will ja nicht gerade behaupten, Ihre jeweilige Abonnentenliste gebe auch schon durchwegs die Namen jener guten Europäer an; nein; aber doch ihre ungefähre Zahl. Ich meine also nicht, daß sie geradezu als Proskribierten-Liste benützt werden könnte. Und überdies kann eine solche Vermutung nichts Kränkendes haben für ein Publikum, das, wo es nicht rein nur tirolerisch sein will, doch schon in den nächst höheren Gemeinschaftskategorien — etwa in einem Oesterreichertum, im Deutschtum — mit Haut und Haar sich unterbringen will, mit strenger Ablehnung aller noch höheren.

Und so wird denn wohl Ihr wirkliches Publikum — und natürlich nicht seine Zahl, vielmehr seine Beschaffenheit — Ihnen den entscheidenden Mut gemacht haben, sich um Publikum schlechtweg nicht sehr zu bekümmern. Sie ziehen derartigem einen Leserkreis vor, der nicht beansprucht, daß die Hervorbringenden hauptsächlich um seinetwillen da seien, wie etwa Tiroler Nationalsänger immerhin nur für das Publikum schlechtweg da sein wollen und müssen. Dem „Brenner" sind solche Leser die lieberen, die von vornherein anerkennen, daß der Dichter, und am meisten der lyrische, und der Denker, der seine Weltauffassung sich erst noch differenziert, vor allem für sich selber sich betätige und da sei, aber allerdings auch an verborgene Geistesverwandte und Anteilnehmende sich wende. Und keineswegs allgemein verdauliche (bloß Feineren etwa ungenießbare) Volkskost will Ihre Zeitschrift zubereiten, wie dies ein gewisses, heimlich auch vom „Brenner" Kenntnis nehmendes Publikum es allerwege verlangt und gutheißen möchte. Ich meine jenes Publikum, das sich mäcenatisch fühlt, wenn es sich verpflichten läßt, für heimatliche Kunst und Poesie „auch etwas zu tun." Um solches Publikum bewarben Sie sich nie. Obgleich eben dieses vielleicht gerade hinreichen würde, Ihrer Zeitschrift die materielle Selbständigkeit zu sichern; doch um ihre geistige Selbständigkeit und moralische Unabhängigkeit möchte es dann auch schon geschehen sein. Denn diese Art Publikum pflegt sehr bald noch ein anderes Publikum hinter sich zu wähnen, welches für jede Art Kunstgenuß erst noch zu erziehen sei und an dessen Verständnis sich daher auch alles Vorzubringende anzupassen hätte. Und es verlangt Belehrung und wo möglich auch Gesinnungsunterricht für dieses noch unentwickelte Publikum und beansprucht wohl gelegentlich selbst, demselben auch einmal von blumengeschmückter Lehrkanzel aus etwas vorzudozieren. Nein: an dieses überlegene Publikum wandte sich Ihre Zeitschrift nie und auch nicht an sein inferiores, vermutlich aber imaginäres Afterpublikum. Und das erstere hat Ihnen, gleichsam verstohlen teil-

nehmend (oder richtiger: herzuspähend) diese Ihre Exklusivität gewiß auch schon höhnisch oder hämisch bestätigt.

Und so betrachte sich denn der „Brenner" auch für die Zukunft vor allem als ein heimatliches Organ geistiger Aussprache für alle jene, die sich gegenseitig von dem kundzugeben wünschen, was wegen seiner nicht bloß persönlichen innern Bedeutung über das unmittelbare (oft einsame) Erlebtwerden noch hinausverlangt nach der Teilnahme aller Gleichgestimmten; und was dann in solchem Streben eine vom Einzelnen losgelöste, selbständige Gestalt zu gewinnen vermag, eine künstlerische Form also, in der jenes Leben auch unabhängig von dem einen Erlebenden fortleben und weiterwirken kann.

Karl Röck.

Innsbrucker Kunstschau V.

Hugo Engl. Genreszene und Morgenstimmung. Engl ist einer unserer Altmeister. Seine Bildchen sind, wenn nicht allzu flüchtig entstanden, wahre Kabinetstückchen. Mit dem ganzen Fluch dieses Begriffs. Man kann sich den Betrachter davor nicht anders vorstellen, als vorgebeugt, in Andacht und Bewunderung gleichsam dankend für die vielen Aufmerksamkeiten, die ihm der Maler im Bilde erweist. Engl ist schon auch von dem wehleidigsten Publikum in Abhängigkeit geraten, das es gibt; von den Jägern mit ihrem Sprachhokuspokus, mit ihrem fossilen Standesbewußtsein, mit ihren zimperlichen Förmlichkeiten. Der Jäger wird, wie selten einer, am Genusse der Naturschönheit von anderen Pflichten verhindert und liebt, wie jeder andere Sportsmann nur die Sachlichkeit in der Darstellung. Daß Engls ausgesprochene Malernatur sich dem Publikum gebeugt hat, darf nicht verwundern. Er stammt als Künstler aus einer Zeit, in der man den Geschmack weniger bilden, als benützen lernte. Wer damals „Bauernlackel" malte, war des Kreditbriefes sicher und konnte seinen Pegasus mit Taxameter versehn. Der Maler hatte es nicht leichter als heute; o nein, alles muß gelernt sein, und sie können was, unsere Altmeister. Aber sie ließen sich ihre Naturstudien doch zu sehr vom Kunsthändler korrigieren und ihre Kunst zur Methode machen, weil die Methode den Erfolg garantierte und der Erfolg das letzte Kriterium war. Heute hat vielleicht nur mehr unser Putz eine Ahnung solch seltener Hochkonjunktur, wie sie damals die armseligen Künstler zu reichen Leuten machte. Die vorschwebende Wohlhabenheit ist ein zu starkes Zugstück. Und weiches Gemüt zu schwach, sich dagegen zu

stemmen. Was unsere jetzige Generation abhält, auch gut pointierte Genreszenen verdaulich zu finden, ist, daß sie für Miß Prudish aus Milwaukee oder Fräulein Milchreis aus Hamburg gemalt sind und immer waren. Heute verlangt man so stürmisch nach Echtheit und unverfälschter Wahrheit, daß man die malerischen Qualitäten ganz übersieht. So ist auch Engl darauf beschränkt, nicht wegen, sondern trotz seiner Sujets zu wirken. Daß ihm dies gelingt, ist das beste Lob für ihn. Seine bescheidene Art, die nie geschmacklos, weinerlich oder pathetisch auftritt, unterstützt ihn darin und bewahrt ihn vor dem Professortitel und anderer Mißachtung. Rein künstlerisch genommen ist er ein Opfer seines Erfolges, wie Defregger, Mathias Schmid und manche jüngere, die sichs vorläufig noch leisten, über diese alten Herren verächtlich die Nase zu rümpfen.

L. Scheiring lauert bei der Triumphpforte auf Ahnungslose und stößt ihnen einen brutalen Eindruck ins Auge. Dieser malende Jüngling mißbraucht sein bischen Talent zum Auflesen alter Farbentöpfe, die seine Zeitgenossen weggeworfen haben. Wenn man so große Formate nicht mit Eigenem auszufüllen vermag, so bleibe man bei kleinen. Denn da kann man zur Not mit einer Kourage prunken, die dort unfehlbar als Frechheit entlarvt wird.

Ferd. Behrens. Porträt Dr. Th. Christomannos. Eine Offerte vor Beginn der Reisesaison. Wenn Euer Hochwohlgeboren vielleicht nach Meran kommen, versäumen Sie nicht .... Referenzen hoher und höchster Herrschaften ... und empfehle ich mich besonders zur garantiert naturgetreuen Übermalung von Photographien Lebender oder Verstorbener .... im Dutzend billiger .... Rabattmarken ... Karte genügt ... Reisender gesucht. Benedikt.

Die Zwickmühle der Justiz.

In einer unangenehmen Zwangslage befand sich in der Nacht vom 6. auf den 7. Februar der Gemeindevorsteher einer Ortschaft im südlichen Mittelgebirge von Innsbruck. Laut eines vom 22. Dezember 1910 von der Bezirkshauptmannschaft erlassenen Verbotes war es in dem betreffenden Orte nicht gestattet, fremde Personen in Ställen und Futtertennen übernachten zu lassen. Der Grund des Verbotes lag in der Möglichkeit der Uebertragung der Maul- und Klauenseuche. Nun kam in der genannten Nacht ein Handwerksbursche, der gerade zehn Tage in Arrest gesessen war, zu diesem Gemeindevorsteher, welcher ihn in seinem Stalle übernachten ließ. Den Burschen anderwärts unterzubringen, war dem Gemeindevorsteher nicht möglich. Und in die kalte Nacht hinausjagen wollte er ihn auch nicht, da er bereits im vergangenen Winter Gelegenheit hatte, einem halberfrorenen Handwerksburschen,

den er auf der Straße fand, durch Gewährung von Obdach wahrscheinlich das Leben zu retten. Nun kam aber die Gendarmerie dahinter und der Gemeindevorsteher, dem alle durchreisenden obdachlosen Leute auf den Hals geschickt werden und dem nicht viel anderes übrig bleibt, als sie umsonst in seinem Stalle übernachten zu lassen, wurde vom Bezirksgerichte Innsbruck wegen Uebertretung des § 24 des Tierseuchengesetzes vom 16. August 1909 zu 5 Kronen Geldstrafe, bezw. 12 Stunden Arrest verurteilt. Die gegen dieses Urteil eingelegte Berufung wurde vorgestern vom Landesgerichte Innsbruck als Berufungsgericht als unbegründet verworfen, obwohl sich der Erkenntnissenat der Zwangslage, in der sich der Gemeindevorsteher gewissermaßen befunden hatte, nicht verschließen konnte.

So geht's, wenn einem die Gendarmerie hinter mitleidige Regungen kommt, die sie um die Genugtuung bringen, wandernde Fechtbrüder erfroren von der Straße aufzulesen. Im übrigen aber scheint mir dies: Wenn auch zu Themis' allegorischer Adjustierung die Binde vor den Augen gehört wie die Scheuklappen zum Droschkengaul — so straff, daß sie gebotenen Falls nicht einmal mehr ein Auge darunter zuzudrücken vermag, braucht sie die Binde sich gewiß nicht umzuknüpfen. Und ein lebendiger „Erkenntnis"-Senat, der sich durch den toten Paragraphen eines Tierseuchengesetzes „gewissermaßen" in die Zwangslage versetzen läßt, einem Gemeindevorsteher sein pflichtschuldig Bischen Menschlichkeit auszutreiben, gehört von Rechts wegen in den Gemeindekotter. So lange wenigstens, bis sich herausgestellt hat, daß der gerettete Handwerksbursche die Maul- und Klauenseuche tatsächlich verschleppt und sie der Gendarmerie inzwischen glücklich angehängt hat . . . F.

Soeben erschienen:

Tirols Koryphäen

Karikaturen von Max Esterle

Erste Folge.

Preis K 1.80 (M. 1.60)

Brenner-Verlag, Innsbruck.

„Observer“

Unternehmen für Zeitungsausschnitte
Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4

Telephon Nr. 1801

liest über 3000 hervorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen **(Zeitungsausschnitte)** über jedes Thema. **Prospekte gratis und franko.**

Urteile über den „Brenner“.

J. V. Widmann im Berner „Bund“: Eine Tiroler Zeitschrift. Seit einiger Zeit geht uns aus Tirol eine im ersten Jahrgange laufende Halbmonatsschrift zu, die den glücklich gewählten Titel „Der Brenner“ führt und in ihrem eigenen Verlag zu Innsbruck erscheint. Von dem schönen Berg, dessen uralte Straße (wie die neuere Bahn) Nord- und Südtirol verbindet, hat sie den Namen, bei dem man aber gern auch ans Brennen denkt, an ein Entbrennen für Schönes und Gutes, an Flammen, die aus heiliger Glut emporlodern und ebenso an die verzehrende Kraft, die dem Feuer eignet und wohltätig wirkt, wenn sie Schlechtes versengt. Dieses Glühen nun sowohl wie dieses Sengen finden wir in den uns bisher zu Gesicht gekommenen zwölf Heften der von Ludwig v. Ficker herausgegebenen, im Format bescheidenen, in den Gedanken kühnen Zeitschrift. ... Im Ganzen ist „Der Brenner“, wie man aus alledem merkt, eine Kampfzeitschrift der jüngeren Generation, die in Kunst und Kultur durch lebensvolle Anschauungen manches Veraltete beseitigen will, aber vor dem Echten, sei es alt oder modern, Ehrfurcht hegt. ... So viel sehen nun unsere Leser, daß wir uns Tirol nicht mehr als einen dunkeln Fleck auf der literarischen Landkarte zu denken haben, ja, daß dort, abgesehen von den einzelnen Dichtern und Künstlern, die diesem kernhaften Volksstamme von Zeit zu Zeit geschenkt werden, nun auch das eingesetzt hat, was man eine literarische und kulturelle Bewegung nennt. Und ihr Organ ist die neue Halbmonatsschrift „Der Brenner“.

Pester Lloyd ..... Ein junges Blatt, das aber mit einer scharf umrissenen, prägnanten Selbständigkeit in das Geistesleben der Gegenwart tritt. Es steht wie ein geschlossener Block auf und läßt erkennen, daß es eine Phalanx bilden will wider alle unlautere Beeinflussung in Kunst und Kultur. Und so groß dieses Vorhaben ist, die Zeitschrift zeigt in wenigen Heften schon, daß sie ihm gewachsen ist, denn sie wird von Männern geschrieben, die sämtlich durch ein eigenartiges Können in der deutschen, besonders aber in der Tiroler Literatur dastehen. Der „Brenner“ ist ganz danach angetan, sich wie ein Keil in das Literaturwesen der Gegenwart zu schieben.

Heinrich Mann ... Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für die Sendung Ihrer so interessanten Zeitschrift und besonders für den mir gewidmeten Aufsatz. Darin stehen, wie mir scheint, viele ungewöhnlich tiefe Dinge. Jedenfalls ist es einer der besten, die über mein Buch erschienen sind. ...

Beiblatt der Zeitschrift für Bücherfreunde (Leipzig). ... ebenso (verdient Beachtung) der äußerlich recht unscheinbare, dem Gehalte nach aber überraschend gute „Brenner“, eine Tiroler Zeitschrift, die mitten in den Bergen einen mitunter recht schweren geistigen Kampf kämpft.

Der Volkserzieher (Berlin). Von den Alpen her grüßt die naturkräftige und streitbare Stimme der Halbmonatschrift „Der Brenner“. Ein Blatt von kernhafter Eigenart, mehr als irgend eine schöngeistige Zeitschrift, die bisher im deutschen Sprachgebiete erschien. Ein tüchtiges Häuflein von prächtigen Männern tritt mit allen Kräften dafür ein.